

GERHARD THÜR
(Obmann der Kommission für Antike Rechtsgeschichte,
Sprecher des Zentrums Archäologie und Altertumswissenschaften)

Der Tote im Leben – das Leben im Tode

Einführung in den Band

Der Titel dieses Sammelbandes „Grabrituale – Tod und Jenseits in Frühgeschichte und Altertum“, der aus dem dritten, im Jahre 2011 vom Zentrum veranstalteten Symposium „Grabrituale und Jenseitsvorstellungen“ hervorgegangen ist, schließt an die 2009 behandelten „Rituale – Identitätsstiftende Handlungskomplexe“ (Origines 2, Dph 437, 2012) an. Ein Diskussionsforum der im Zentrum für Archäologie und Altertumswissenschaften lose zusammengeschlossenen Gelehrten kann und muss in hohem Ausmaß auch nichtschriftliche Quellen mit einbeziehen. Für die ideellen Kategorien des Jenseits und der Identität ist man in der Ur- und Frühgeschichte sowie für die minoische und mykenische Kultur auf Schlüsse aus Fundobjekten angewiesen, die zum großen Teil aus Gräbern stammen. Anderes gilt für Ägypten. Hier werden in beiden Bänden die schriftlichen und die archäologischen Quellen, die wiederum überwiegend aus der sakralen Sphäre des Totenkults stammen, in ihrer Gesamtheit betrachtet. In ihren realen Grundlagen überschneiden sich also die beiden vorliegenden Bände. Das Thema Identität wurde 2012 im vierten Symposium „Das Eigene und das Fremde“ (Origines 4, im Druck) wieder aufgegriffen. Insofern sind die Bände 2 bis 4 als Einheit zu betrachten.

Das Zentrum Archäologie und Altertumswissenschaften war alles andere als ein „Zentralinstitut“. Die Themen der Symposien waren den Vortragenden keineswegs als Forschungsauftrag vorgegeben, vielmehr erwachsen die Beiträge aus deren eigenständiger Beschäftigung mit ihrem jeweiligen Arbeitsfeld. Das erklärt auch manche Inhomogenität und Lücke im vorliegenden Band. Je nach Kapazität der Bearbeiter sollten und konnten nur Schwerpunkte gesetzt werden. Auch die nun folgende Übersicht will das nicht ausgleichen. Die Beiträge sind in chronologischer Reihenfolge ihres Gegenstandes angeordnet. Durchlaufende Entwicklungslinien kann man hieraus nicht ableiten. Je nach Quellenlage werden verschieden aussagekräftige Schlaglichter auf das Thema geworfen.

Überaus vorsichtig nähert sich Christine Neugebauer-Maresch der ältesten Menschheitsgeschichte. Ihr zeitlicher Überblick reicht vom ältesten Fundort, an dem Hominiden vor 500.000 bis 400.000 Jahren bewusst Tote von Lebenden getrennt haben, bis in das Jungpaläolithikum vor 12.000 Jahren. In Rötung der Leiche und Resten eines Totenmahls sieht sie Rituale; nur fallweise seien Beigaben als Statussymbole zu deuten. — Präzisere Aussagen, auch zum Status der Bestatteten, lassen sich aus den Grabbauten und Beigaben der mykenischen Zeit machen. Michaela Zavadil rekonstruiert den Ablauf eines Begräbnisses in einem Kammer- oder Kuppelgrab. Aufgrund der nebeneinander auftretenden Erd- und Brandbestattung in der Spätzeit und der Sitte der Sekundärbestattung der Skeletteile bei Neubelegung einer Grabanlage erwägt sie, dass nach damaligen Vorstellungen der Übergang in die Welt der Toten erst mit Vergehen der Weichteile als vollzogen betrachtet wurde. — Aus dem Vollen kann Julia Budka zu den Elitegräbern im ägyptischen Theben schöpfen. Im Anschluss an den bahnbrechenden Beitrag M. Bietaks im vorigen Band kommt sie in Gesamtbetrachtung von Architektur, Fundmaterial und Schriftquellen zu einer Neubewertung der Tempelgräber. In der Spätzeit, in die ptolemäische Epoche übergreifend, seien in den thebanischen Kultbezirken folgende Anliegen zu einer Einheit verschmolzen worden: Götterkult, Repräsentation der sogar namentlich fassbaren priesterlichen Eliten und ewige Erneuerung, die sich im zyklischen Kreislauf von Totenriten und Festen manifestiert habe.

Die folgenden sechs Beiträge wenden sich der griechisch-römischen Antike zu. In philologischer Interpretation der Verse 176–214 und 607–622 von Aischylos' Persern zeigt Petra Aigner auf, wie die Athener um 472 v. Chr. den persischen Totenkult und die ‚Totenanrufung‘ verstanden, und sucht die entsprechenden kultischen Realien der Perser zu ermitteln. Kurz geht sie auch auf die von griechischen Jenseitsvorstellungen

abweichende zoroastrische Unterscheidung von Paradies und Unterwelt je nach „gut und böse“ ein. Am Totenritual weist sie jedoch ähnliche Vorstellungen von den Totenseelen und dem Umgang mit diesen in beiden Kulturen nach. — Eine besonders aussagekräftige Quelle sind die vornehmlich attischen weißgrundigen Lekythen des 5. Jh. v.Chr. Elisabeth Trinkl interpretiert nach dem Bildmaterial alle Stationen vom Tod bis zur Überfahrt in den Hades und dem Kult am Grab. Die *paideia* – nach Platon die Erziehung zum Schönen und Guten – verbleibe der oft als *eidolon* dargestellten Seele auch in der Unterwelt. — Bankettszenen auf attischen Grabstelen des 4. Jh. v.Chr. und auf etwa gleichzeitigen lykischen Grabbauten stehen nach Agnes Nordmeyer in einem auffallenden Kontrast zueinander. Sie deutet die relativ wenigen Belege aus Athen – mit Vorsicht – ‚prospektivisch‘, auf das ewige Mahl im Jenseits bezogen, die zahlreichen lykischen aber mit Sicherheit ‚retrospektivisch‘, als Dokumentation des gehobenen Status und Lebensstils der Verstorbenen.

In die hohe Politik am Ende der römischen Republik führt der umfangreiche Beitrag über Caesars Begräbnis. Minutiös interpretiert Gerhard Dobesch die zahlreichen und widersprüchlichen literarischen Quellen, immer wieder auch bis zu deren Fortwirken bei Shakespeare. Gestützt auf den bekannten Ablauf eines römischen Patrizierbegräbnisses rekonstruiert er die Ereignisse folgendermaßen: Nach scheinbarer Versöhnung mit den Caesarmördern hielt M. Antonius, vom Senat beauftragt, die Leichenrede, *laudatio funebris*, auf dem Forum. Diese war bereits in umsichtiger, theatralischer Regie auf höchste Erregung des Volkes angelegt. Eben das gelang Antonius nur allzu gut, es kam zu Ausschreitungen gegen die am Mord Beteiligten und das Volk begann, Caesars verehrten Leichnam auf einem improvisierten Scheiterhaufen auf dem Forum zu verbrennen. Nur mit Mühe konnte Antonius die (inzwischen zur Farce gewordene) ebenfalls theatralisch geplante Verbrennung auf dem Marsfeld vollenden. Die quellenkritischen Details sind hier nicht nachzuzeichnen. Dobesch geht zwar auf Jenseitsvorstellungen kaum ein, doch zeigt sein Beitrag in geradezu exemplarischer Weise, welche Emotionen der Tod in der Gesellschaft erregte und wie diese durch geschickte Anwendung des Rituals politisch instrumentalisiert werden konnten.

Kaja Harter-Uibopuu und Karin Wiedergut kehren zur Privatsphäre zurück. An die bereits behandelten älteren Bilddokumente der Grabstätten anschließend, behandeln sie – als Fallbeispiel aus hunderten in ihrem Forschungsprojekt zu untersuchenden Grabinschriften herausgegriffen – die rechtlich relevanten Texte aus dem kaiserzeitlichen Milet. Voraussetzung für den Vollzug von Grabritualen (und hieraus zu ziehende Schlüsse auf Jenseitsvorstellungen) war die Verfügung über eine Begräbnisstätte. Der Beitrag zeigt den Vorgang des Erwerbs einer Grabstätte, die individuellen Anordnungen der Grabherren über deren Belegung und die rechtlichen Maßnahmen zum Schutz dieser Anordnungen. Da der Tote ja selbst keine rechtlichen Schritte mehr ergreifen konnte, waren dies Geldstrafen oder Kriminalprozesse, die von jedem beliebigen Bürger als ‚Popularkläger‘ eingetrieben oder angestellt werden konnten. — Im Gegensatz zur *laudatio funebris* des M. Antonius sind die zwei Reden des Ambrosius auf seinen verstorbenen Bruder Satyrus im Wortlaut erhalten. Die wohl 378 in Mailand gehaltenen Leichenreden sind somit die ersten direkten Zeugnisse dieser Gattung in der lateinischen Literatur. Victoria Zimmerl-Panagl geht dem Kontext der ersten Rede in der heidnischen und christlichen Tradition der Grabrituale bzw. Begräbnisliturgie nach. Sie prüft die archäologischen Zeugnisse des möglichen Bestattungsortes sowie die Frage, ob es sich um eine ‚Rede‘ am Grab oder eine ‚Predigt‘ in einer Messfeier gehandelt hat. Ausführlich argumentiert sie dabei mit den Bibelstellen, die von Ambrosius als Zeugnisse der christlichen Jenseitsvorstellungen angeführt werden.

Die beiden letzten Beiträge sind der Spät- und Nachantike gewidmet. Brandgräber im Umfeld von weniger aufwändigen Erdbestattungen in ein und demselben Areal weisen auf gehobene soziale Stellung der Toten hin. Am Fallbeispiel des Gräberfeldes in Unterradlberg untersucht Eva Steigberger das Problem der Migration am Donaulimes vom 3.–5. Jh. Im Sinne der ‚ethnischen Interpretation‘ in den neuesten Forschungen zum Frühmittelalter wendet sie sich vor allem gegen die undifferenzierte Verwendung des Begriffs „Germanen“ zur Zeit der Völkerwanderung. In diesem Zusammenhang findet sich im Band – sozusagen rückblickend und zusammenfassend – die ausführlichste Darstellung antiker Jenseitsvorstellungen. — Nikolaus Schindel gibt einen Vorbericht über seinen numismatischen Beitrag zu einem laufenden Projekt der Neubewertung der ungarischen Landnahme, hier eingeschränkt auf die in Gräbern gefundenen Münzen. Es handelt sich um europäische, byzantinische, islamische und auch antike Prägungen. Lochungen und Klippungen (runde Beschneidungen – unter Wahrung des Christusgesichts auf der ‚Schauseite‘) beweisen, dass die Münzen nicht mehr die Funktion als Zahlungsmittel hatten, sondern als Schmuck dienten oder (im nichtchristli-

chen Umfeld) magisch zu deuten seien. Als Beigabe im Mund (in aller Vorsicht verglichen mit dem antiken Charonsobolos) und in der Hand des Toten dienten vor allem antike Münzen.

Eine Zusammenfassung der höchst divergenten Beiträge, die alle um das Generalthema kreisen, ist kaum möglich. Nur einige abschließende Gedanken seien skizziert. Durch Deponierung an bestimmten Stätten wird einerseits der Tote aus dem Bereich der Lebenden geschieden, begleitet von Ritualen und oft versorgt für seine weitere Existenz. Andererseits geht die Interaktion weiter, im Extremfall durch ‚Anrufung‘ des Toten. Im sesshaften agnatischen Familienverband lebt der Tote, repräsentiert durch seine legitimen männlichen Nachkommen, auch im Diesseits in dauernder Generationenfolge weiter; sie sorgen für seine kultische Pflege. Dieser Aspekt wurde von Budka (S. 43) und von Dobesch (Abschnitt 5 mit dem Hinweis auf die Rituale des römischen Patrizierbegräbnisses) berührt. Die Rituale des Verabschiedens und die Beigaben entsprechen dem sozialen Status des Toten. Damit wird der Akt auch Teil der Repräsentation der überlebenden Mitglieder der Familie in der gesellschaftlichen Hierarchie – immer wieder bekämpft durch Vorschriften gegen den Begräbnisluxus (einmal erwähnt von Nordmeyer, Anm. 38). Emotionen der Überlebenden werden in privaten Bildzeugnissen dargestellt (Trinkl, Abschnitt 5.2.5) und dramatisch als Folge der *laudatio funebris* des M. Antonius geschildert (Dobesch, Abschnitt 11 Appian).

Den Autoren der Beiträge war kein festes Gliederungsschema vorgegeben. Der Band hat schon von seiner Konzeption her keinen enzyklopädischen Charakter. Deshalb finden sich neben den stets ausführlich behandelten Realien zu den Grabritualen die Ausführungen zu den schwerer fassbaren ideellen Vorstellungen vom Jenseits an ganz verschiedenen Stellen der Abhandlungen.¹ Weitere Bearbeiter dieses Themas seien ausdrücklich davor gewarnt, diese Gedanken ohne Bezug auf die dahinter stehenden Realien zu verwerten.

¹ Wegen der im Band vertretenen unterschiedlichen Forschungsrichtungen wurde auf ein übergreifendes Sachregister verzichtet. Allein zum Schlagwort „Jenseitsvorstellungen“ sei hier auf die entsprechenden Seitenzahlen verwiesen: Neugebauer-Maresch 17, 20; Zavadil 26, 33; Budka 42f., 47, 49–53; Aigner 64, 68, 70f.; Trinkl 78, 84, 90–92; Nordmeyer 98f., 101, 103; Dobesch 122; Harter-Uibopuu / Wiedergut 147; Zimmerl-Panagl 183–185; Steigberger 198f.; Schindel 203, 206f.

